

## Es hat aufgehört

Traumhafte Aussicht. Da unten die Stadt, durch die der Fluss eine Schlaufe zieht. Wohltuend die Ruhe hier oben. In der Ferne, einem Wal gleich, taucht der *Jurahoger*, der Weissenstein, aus dem blauen Dunst. Seit man nur noch zu Fuss heraufkommt, ist der Lärm der Erholungsindustrie vergangener Jahre dem stillen Besinnen gewichen ist. Wer hier ist, will hier sein. Noch ein paar Kehren und ich sitze auf der Terrasse der stillgelegten Fress- und Denkzentrale.

Weil ich dem *Grosätti* seinen Nachruf schreiben muss. Weil ich es ihm versprochen habe und weil ich die «einzige» sei, «die dafür in Frage kommt, auch wenn nicht viele es lesen werden», wie er mir schon vor Wochen eingetrichtert hat. Nicht ohne vorher meine alle paar Wochen in der Länggasse verteilte *Länggassposcht* über den grünen Klee gelobt zu haben. Und ich darauf, geschmeichelt wie ich war, mit einem «Ja gerne» geantwortet habe.

Blöd nur, spüre ich erst jetzt, beim Aufstieg die Schwere der Aufgabe – als hätte eine unsichtbare Kraft, alle paar Meter einen zusätzlichen Stein in den Rucksack gelegt. Wie soll das gehen? Eine Dreissigjährige, die etwas über das Leben ihres ein paar Tage nach seinem hundertsten Geburtstag verstorbenen Grossvaters schreiben soll? Den eigenen Vater, den Sohn des 100Jährigen, sozusagen überspringend? Mein Gott, Sara, was hast Du dir nur eingebrockt?!

Das hat er sich gut ausgedacht, der *Grosätti*, dem dieser Titel - ich weiss es - gegen den Strich gegangen wäre. «So etwas Altväterisches!», hat er mir einmal zugeraunt, als wir vorigen Oktober Arm in Arm durch den Bremgartenwald gewandert sind. Der geplenterte Wald gab sich Mühe, im schönsten Rot und Gelb zu glühen, also herbstlich zu tun, auch wenn das eingewanderte tropische Immergrün den Herbst von Frühling und Sommer immer weniger zu unterscheiden vermag. Jahreszeiten sind nur noch verblasste Jugenderinnerungen meines *Grosätti*, wie etwa jene an Osterglocken, die dem Winter die letzten Stunden geschlagen haben.

Und überhaupt, wie soll das gehen? Hundert Jahre Leben auf einer Doppelseite verpacken? Mehr Platz habe ich nicht und die Seitenzahl erhöhen geht nicht. Die wenigen Drucker, die den digitalen Albtraum überlebt haben, kann man kaum noch bezahlen. Gut, ich will mich nicht beklagen, man kommt durch und ich darf tun, was ich vielleicht kann, aber auf jeden Fall will – schreiben. Schuld daran ist der *Grosätti*. Vor 20 Jahren hat er mich hereingelegt, als wir Hand in Hand durch die Länggasse zogen, hinaus in den Bremgartenwald, wo er mir die «Invasion aus den Tropen» erklärte. Und ich aus dem Staunen über die Herkunftsgebiete der heranwachsenden Palisanderbäume, der giftigen Hibiskussträucher und der Riesenfarne nicht mehr herauskam. Er, der weissbärtige Weitgereiste, sich über empörte Leute amüsierend, die sich umdrehten und entsetzt über die

«unanständigen Alten» das Maul zerrissen, «denen man doch schon seit Jahren den Umgang mit Minderjährigen verboten» habe. Das war 2032, an seinem achtzigsten Geburtstag und es war mein zehnter. Er war immer fasziniert davon, dass wir beide auf den Tag genau siebzig Jahre auseinander Geburtstag haben. «Hast du gut gemacht, mein Sohn», hatte er damals gegenüber meinem Vater anerkennend eingeräumt. Etwas später, als wir gemeinsam seinen Fünfundachtzigsten und meinen Fünfzehnten feierten, spöttelte er: «Eigentlich das Beste, was ihm gelungen ist». Da hatte er mich längst schon auf die Spur gesetzt. Auf die Spur der Neugier.

Wenn ich es mir recht überlege, hat eigentlich der Alte mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Er hat mich die ganze Zeit durchs Land geschleppt und dabei Geschichten erzählt, während Papa und Mamma mit ihren Jobs beschäftigt waren. Und das waren sie eigentlich immer. Tag und Nacht. Ständig saßen sie an ihren Laptops, hatten ihre Headsets auf und unterhielten sich in einem Kauderwelsch aus Fachausdrücken mit irgendwelchen Kollegen von Bildschirm zu Bildschirm. Es kam sogar vor, dass Vater und Mamma miteinander über ihre Laptops und Kopfhörer verkehrten, im gleichen Raum sitzend. Und jetzt sind sie, - gottseidank nicht tot, aber - leer. Was fast so ist, wie tot. Mit Siebzig in Rente und dann auf den letzten Bus warten.

Aber ich muss mich um *Grosättis* Leben kümmern. Das Schlitzohr hat mir eine Art Tagebuch hinterlassen, wohl wissend, dass ich es einmal brauchen würde. Eigentlich eher ein Steinbruch aus der Zeit. Ereignisse werden reflektiert, wie Gesteinsbrocken, die man aus einem Fels bricht. Er hat es – ich habe ihn dabei beobachtet, wie er in das dicke Notizbuch schrieb, als ich ihn einmal im Heim besucht habe – in seinen letzten Jahren geschrieben. «Ein Hirntraining», sagte er beiläufig, wenn ich nach Sinn und Inhalt seiner Schreiberei gefragt habe, und schlug es zu, als hätte er etwas zu verbergen. Da fällt mir dieses Sprichwort ein, auch das eine Hinterlassenschaft von *Grosätti*. «Wenn ein alter Mensch stirbt, verschwindet eine Bibliothek.» Er habe es auf einer seiner Reisen durch Afrika aufgeschnappt, behauptete er.

Er hatte alles geplant. Bis zum Ende. «Nach Hundert ist Schluss. Fünfmal denselben Schwachsinn durchmachen reicht. Und wenn es die Gesundheit verlangt, werde ich schon vorher aussteigen.» Das hatte er eines Tages, es muss kurz nach dem Neunzigsten gewesen sein, einfach so dahingesagt. Das damals vom Parlament gerade beschlossene neue Sterbehilfegesetz ist in aller Munde gewesen. Im Verhältnis vier zu eins hatten die beiden Kammern dem Freitod ab Achtzig grünes Licht gegeben. Wer den Löffel freiwillig abgeben wollte, konnte dies nunmehr ohne juristische, steuerliche oder erbrechtliche Hindernisse tun. Offizielles Formular ausfüllen, rechtsgültig unterschreiben und schon ist man zum Bezug der nötigen Dosis Pentobarbital berechtigt. Es bedeutete den Garaus für die Sterbehilfeindustrie und der Tod, so sagte man damals, eroberte seinen

Platz in der Gesellschaft zurück. Das wurde von manchen Philosophen, die sich von einer Talkshow in die andere treiben liessen, zwar als «Fortschritt ins Menschsein» gefeiert. Aber jeder wusste, dass damit ein Beitrag an die Sanierung der Altersvorsorgesysteme geleistet würde. Im Grund genommen ging es darum, das damals parallel dazu beschlossene Rentenalter Siebzig näher an das Abgangsalter heranrücken zu lassen und so die Dauer der Rentenzahlung zu verkürzen. *Grosätti* hatte seinen «Status des Überzähligen» genossen. Bis zu seinem letzten Tag, an dem er zum letzten Mal eine Apotheke aufgesucht hat. Das war vorletzte Woche, am Tag nach unserem letzten Gespräch, als er mir zum Abschied seine Aufzeichnungen mitgab. Und ich wusste, dass wir uns zum letzten Mal gesehen hatten.

«Sous les pavés, la plage!» Der erste Satz, als wäre es ein Buchtitel. Als wäre der Satz zum Leitmotiv seines Lebens bestimmt gewesen. Und tatsächlich wirken seine Einträge wie geworfene Pflastersteine, der Leserin mitten ins Hirn. «Was für wunderbare Hoffnungen hatten wir auf die Revolte gesetzt, die uns die hiesigen Zeitungen ganz verschreckt als Bürgerkrieg präsentierten.» schrieb er. «Doch der Traum überlebte den Sommer nicht. Nicht in Frankreich und in der Schweiz schon gar nicht. Hier hiess das Globuskrawalle und wurde als Schweizer Marke erkennbar. Wie Bührle, Omega oder Bankverein. Eingesperrt in den Käfig, in den alles gezwängt wird. In den Käfig des Wohlstands.» Ein Frühling später war alles wieder im Lot der Selbstgerechten: «jetzt, wo alles seinen wohlgeordneten Gang nimmt und man sich in Studentenkreisen wieder, wie von den reichen Vätern geplant, um die Karriere kümmert und auf die Erbschaft vorbereitet. Es hat sich nur als Häutung entpuppt. Aus der Panzerraupe schlüpfte kein farbenfroher Schmetterling, nur eine neue Raupe. Grösser, gefrässiger als alles Bisherige.»

Und diese Raupe, schreibt *Grosätti* als Einstieg in die Achtziger, «ist zu einem Monster herangewachsen, das alles aufzufressen beginnt und den Rest mit seinem Kot vergiftet. Die Machthabenden versprachen uns, das Übel der Umweltverschmutzung ein für allemal zu beseitigen. Mit Strom aus Atomkraftwerken sei der Fortschritt nicht mehr aufzuhalten, die Abhängigkeit vom Öl überwunden. Und fünfzig Jahre später das Echo jener Machthaber: Nur mit Strom aus Atomkraftwerken ist das Klima zu retten.» steht in seinem Steinbruch-Buch. «Ein neuer Kampf beginnt, denn die Frage ist nicht, ob wir Energie auf die eine oder andere Weise erzeugen und verschwenden, sondern warum.»

Er erwähnt einen Freund aus jener Zeit, einen Wissenschaftler, der zusammen mit anderen ein Modell für eine gegenüber Natur und Mensch respektvolle Industrie- und Konsumgesellschaft entworfen hatte. «Je mehr menschliche Wärme eine Gesellschaft entwickelt, umso weniger künstliche Energie muss sie sich zuführen. Hat mir mein Freund geschrieben. Wie wahr! Aber ist

angesichts der herrschenden Verhältnisse nicht zwingend der Umkehrschluss gültig? Je mehr künstliche Energie eine Gesellschaft erzeugt und konsumiert, umso mehr menschliche Kälte entwickelt sie.»<sup>1</sup> Und zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts zitiert Grosätti einen Mitkämpfer, um auf die Widersprüche einer auf stetiges Wachstum bauenden Gesellschaft hinzuweisen: «Der Mensch ist täglich acht Stunden erwerbstätig, manchmal mehr. In diesen acht Stunden produziert er Dinge, die man brauchen muss. In diesen acht Stunden verdient er das Geld, das man braucht, um die Dinge, die man brauchen muss, zu kaufen.

Der Mensch schläft täglich acht Stunden, manchmal mehr. Dem Menschen verbleiben täglich acht weitere Stunden (plus Weekend und Ferien), manchmal weniger. In dieser verbleibenden Zeit, man nennt sie Freizeit, muss er die Dinge, die er produziert hat, konsumieren. In dieser Freizeit muss er das Geld, das er verdient hat, für die Dinge, die man brauchen muss, ausgeben.

Moderne Technik, Rationalisierung und Arbeitsteilung helfen dem Menschen, in acht Stunden *immer mehr zu produzieren*. Weil er in acht Stunden immer mehr produziert, muss er in der verbleibenden Zeit immer mehr konsumieren, immer mehr Geld ausgeben. Damit man wieder investieren, wieder mehr produzieren, wieder mehr verdienen, wieder mehr konsumieren, wieder mehr ...

Das Ganze nennt sich gesundes Wirtschaftswachstum. Das Ganze heisst Fortschritt. Und noch nie, sagt man, hatte der Mensch so viel Freiheit, seine Freizeit sinnvoll zu gestalten, wie heute.»<sup>2</sup>

*Grosätti* hatte nie nur an der Schweiz gelitten, wie seine gedanklichen Pflastersteine immer wieder beweisen. Ende der Achtziger fiel die Berliner Mauer und wenig später brach die Sowjetunion zusammen. «Mit der Mauer sind die letzten Hemmungen gefallen. Der Kapitalismus feiert seine globale Machtergreifung. Es bedurfte nun keiner Rechtfertigung mehr für jede Art von Ausbeutung, denn es gab und gibt kein «Konkurrenzsyst<sup>em</sup>», das den Siegern noch einen letzten Rest von Scham abverlangen würde. Obgleich, wenn ich es ehrlich bedenke, von Konkurrenz niemals ernsthaft gesprochen werden konnte, denn der «real existierende Sozialismus» war nie etwas anderes als ein Lügenkonstrukt, das dieselbe Gier nach Macht und Geld für eine Elite verhüllte, wie überall sonst. Eine Häutung mehr.»

Die letzten fünfzig Jahre - die erste Hälfte dieses Jahrhunderts - blättere ich nur noch durch. Registriere Stichworte wie Nine-eleven, Swissair, Irak, Finanzkrise, too big to fail, Syrien, Klimakatastrophe, Trinkwasser, Bevölkerungswachstum, Wasserkriege, Flüchtlingsströme. Ein

1 Werner Geissberger. Ko-Autor mit Hans Chr. Binswanger, Theo Ginsburg. Der NAWU-Report -Wege aus der Wohlstandsfalle, 1978. Der Bericht war in gewisser Weise die Schweizer Antwort auf die Arbeiten des Club of Rome.

2 Hanspeter Guggenbühl. Zusammen mit Kurt Brandenberger, Urs P. Gasche, Fredy Hämmerli, Das Märchen von der sauberen Schweiz, 1982. Oder auch: 2010 mit Ko-Autor Urs P. Gasche: Schluss mit dem Wachstumswahn.

Absatz ist mir ganz besonders eingefahren, den er zu den Zwanzigern festhielt: Es taut im Meer, an Land und tief in der Erde. Der Menschen Seelen frieren zu und aus der Tundra kommen Viren über uns, wie einst die Hunnen.

Ich frage mich, wie er sein Jahrhundert Leben leben konnte, ohne durchzudrehen. Und hinter sinne mich gleichzeitig, wie ich selber die nächsten fünfzig Jahre über die Runde komme. Wenn alles gut geht.

Ratlos und leer im Kopf lege ich das Steinbruch-Buch weg, klaube aus dem Rucksack einen Apfel, ein Stück Brot, die Trinkflasche und drehe die Deckel-Tasse auf. Ein Schluck, ein Biss und der Blick über die ruhige Stadt. Atmen. Da fällt mir auf, dass *Grosättis* Notizen irgendwie abrupt Anfang der dreissiger Jahre aufhören. Als müsste da noch etwas kommen. Ich blättere nochmals durch, finde das Ende wieder mit der *«Bemerkung über die Dreissiger»*: *«Vermutlich hatte er recht, der K.M.: «Hegel bemerkt irgendwo, dass alle grossen weltgeschichtlichen Thatsachen und Personen sich so zu sagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als grosse Tragödie, das andere Mal als lumpige Farce.»<sup>3</sup> Ist das nun also der Beginn zu einer lumpigen Farce?»*

Danach folgen viele leere Seiten, es kommen keine Einträge mehr. Also doch das Ende. Falsch. Ein paar Dutzend leere Blätter weiter - als hätte er die Notizen versteckt – schrieb er am Tag vor seinem Abgang den Titel *«Letzte Häutung 52»* und einen kurzen Text über den Zustand der Dinge in seinem letzten Jahr.

*«Das Leben ist ruhig geworden. Der Rhythmus, wie das Klima, tropisch. Kaum noch Verkehr, der wenige nötige elektrisch. Auf den Strassen Velos jeder Art, Busse summen und Trams. Und am Bahnhof liest man auf den Perrons die Zeitung. Streifenloser Himmel. In den Quartieren machen Bäcker, Gemüsehändler und Metzger ihre Geschäfte mit den giftfreien Produkten aus der Nähe. Es wird eingemacht statt ausgepackt. Die Post ist zurück bei den Leuten und seit der digitale Krebs durch den analogen Verstand geheilt ist, gibt es auch wieder Warteschlangen am Ende des Monats. Kinder gehen zu Fuss zur Schule, reden miteinander. Die Arbeitszeiten wurden kürzer, die Renten reichen für ein anständiges Leben im Alter. Was überflüssig war, hat einfach aufgehört, nichts wurde verboten. Es werden wieder Bücher gelesen. In den nahen Fabriken werden ganze Güter hergestellt. Produktionsanlagen aus Billiglohnländern kamen zurück, weil dort die Löhne steigen mussten und hier sinken durften. Wohnungen wurden billiger. Der Boden ist vergemeinsamt und für die Dauer der Nutzung abgegeben. Auf dem Land wurde zurückgebaut. Wo Konsumparks standen, wachsen Lebensmittel. Allen steht zu, was sie brauchen, jeder steuert bei, was er kann. Es hat*

---

3 Quelle: Wikipedia. Karl Marx, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Napoleon Bonaparte.

einfach aufgehört, das Immermehr, das Immerbilliger, das Immergrösser und das Immerschneller. Man ist zu Ruhe gekommen, die Angst ist ebenso gebannt wie die Überwachung. Der Mitmensch ist vom Risiko zum Freund geworden. Aus der Raupe wird ein Schmetterling. Endlich. Mach etwas draus, Sara.»

Ja, *Grosätti*, ich mache etwas daraus. Versprochen.

Olten, April 2022/SF